



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefwechsel Napoleons mit Joseph Bonaparte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Briefwechsel Napoleons mit Joseph Bonaparte.

Dieser höchst interessante Briefwechsel, der in der uns vorliegenden deutschen Uebersetzung (von Dr. Fink, Stuttgart, Francksche Verlagshandlung) mit dem 33. Mai 1795 beginnt und vor der Hand mit dem 20. Mai 1808 schließt, obgleich das Original bereits vollständig erschienen ist, muß für einen der wichtigsten Beiträge zur Kenntniß von Napoleons Charakter als Regent und als Mensch gelten. Joseph, nacheinander König von Neapel und Spanien, war der Älteste der Napoleonischen Familie, hatte aber schon frühzeitig alle Rechte des Seniorats seinem zweiten Bruder, dem nachherigen Kaiser, dessen überlegener Begabung und kräftigem Charakter er sich bereitwillig unterordnete, abgetreten. Die große Pietät, welche Joseph für seinen Bruder fühlte, und die innige Freundschaft, die beide von Jugend auf aneinander fesselte, erleichterten ersterem den aufopfernden Schritt, der eine Vergeltung in dem Vertrauen fand, mit dem Napoleon seinen älteren Bruder in alle seine Pläne und Bestrebungen einweihte. Ein Zeugniß davon legt dieser Briefwechsel ab, in welchem sich der jugendliche General, der Consul und der gereifte Kaiser ohne die Umhüllung schöner Phrasen dem brüderlichen Auge zeigt. Aus ihm lernen wir den strebsamen Jüngling kennen, den warmherzigen Versorger seiner Familie, der jedem Glied derselben mit unermüdelichem Eifer eine höhere Lebensstellung zu verschaffen sucht, der seine Schwestern verheirathet, seinen Brüdern und Vettern Stellen verschafft, den zaghafsten und argwöhnischen Liebhaber, den Verehrer Rousseauischer Ideen und den aufrichtigen Anhänger der jungen Republik, den jungen General mit vielem Ehrgeiz aber ohne bestimmte Ziele. Aber allmählig entwickeln sich die hochstrebenden und despotischen Elemente seines Charakters zu vollster Blüte, der Sieg über die Sectionen führt ihn zum ersten Mal auf den größeren politischen Schauplatz, und er steigt so rasch, daß er, berauscht vom Glück, alle zärtlicheren Gefühle vergißt, und selbst seine Brüder nur als Stufen benützt, um zur Weltherrschaft zu gelangen. Die vertraulichen Ergüsse früherer Zeiten werden jetzt durch Machiavellistische Rathschläge und später durch harte Befehle ersetzt, und wir werden so vollständig in alle Geheimnisse der despotischen und großartig selbstsüchtigen Politik Napoleons eingeweiht, daß

alle die Phrasen von seinen völkerbeglückenden Plänen, die neuerdings wieder über den Rhein herüberschallen, lächerlich werden. Der schrankenlose Egoismus, der in seiner vollständigen Gefühllosigkeit etwas Uebermenschliches hat, erregt in uns fast ein Grauen, der gewaltige Geist, der mit einem Blick die verwickeltsten politischen Verhältnisse überschaut, aber auch ein Auge für das kleinste Detail hat, der die großartigsten militärischen Operationen anordnet, aber auch dabei nicht den Etat einer Compagnie vergißt, erfüllt uns mit der höchsten Bewunderung. Daß jedoch diese Allgegenwart des Genies nothwendig ist, um das bis zur Annatur überspannte System im Gange zu erhalten, läßt schon seinen Untergang voraussehen, sobald Ereignisse eintreten, welche das Auge und die Kräfte des Meisters an eine Stelle fesseln.

Wie bekannt, hatte Napoleon zuerst bei der Belagerung von Toulon durch seine umsichtige Thätigkeit als zweiter Befehlshaber der Artillerie die Aufmerksamkeit der damaligen Gewalthaber auf sich gezogen, und wurde ein Jahr darauf zum Chef derselben Waffe bei der Armee von Italien ernannt. Dort knüpfte er enge Verbindungen mit dem jüngeren Robespierre an, ein Verhältniß, das ihn anfangs mit in die Thermidorcrisis zu verwickeln drohte. Seine Haft war jedoch kurz, und man bot ihm ein Commando unter Hoche in der Vendée an; da er aber von der Artillerie zur Infanterie übergehen sollte, nahm er unter dem Vorwand schlechter Gesundheit Urlaub und blieb in Paris. Daß er nun seiner Stelle entsetzt und in großer Dürftigkeit gelebt, wie Bourienne erzählt hat, geht aus diesen Briefen nicht hervor, im Gegentheil finden wir ihn in der besten Gesellschaft, im Umgang mit Männern der verschiedensten politischen Parteien, die beiden Extreme jedoch ausgeschlossen, von der Regierung vielfach zu Rathe gezogen, und zuletzt als Mitglied des topographischen Bureaus an Carnots Stelle, beschäftigt mit der Direction der Armeen und der Entwerfung der Feldzugspläne. Hier taucht auch der Plan nach der Türkei zu gehen auf, aber nicht, wie Bourienne berichtet, als ein Verzweiflungsschritt des aller andern Hoffnungen beraubten Napoleon, sondern in Form einer ehrenvollen Sendung, im Auftrag der französischen Regierung, um die türkische Artillerie zu organisiren. Der Plan zerschlägt sich jedoch, da der Wohlfahrtsausschuß der Meinung ist, „Bonaparte sei, solange der Krieg fort dauere, im Occident nicht zu entbehren.“

Mitten in seinen vielen Arbeiten findet Napoleon Zeit genug, sich mit seiner Familie zu beschäftigen. Er bringt seinen Bruder Ludwig in einer Militärschule unter, will Lucian nach Paris geschickt haben, um ihn erziehen zu lassen, versucht Joseph eine Stelle als Consul in Neapel zu verschaffen, und macht Anstalten, für ihn ein großes Gut in Frankreich zu kaufen. Von weitgreifenden politischen Plänen ist hier nirgends die Rede; nur ein einziges Mal finden wir eine Aeußerung, die seinen schlummernden Ehrgeiz verräth, indem

er am 9. August 1795 schreibt: „Ich meinerseits bin zufrieden, es fehlt mir nur an Gelegenheit, einen Kampf mitzumachen; der Krieger muß die Lorbeeren im Sturme nehmen, oder auf dem Felde der Ehre sterben.“ Die Briefe sind reich an den zärtlichsten und wärmsten Aeußerungen der Freundschaft und Zuneigung für Joseph und die übrigen Familienmitglieder, und ihr Ton ist vorwiegend gemüthlich und selbst naiv, wie Napoleon einmal an seinen Bruder schreibt: „Du sprichst niemals von den Kindern, die Du machen mußt; es scheint mir, daß Du in Bezug auf diesen Artikel sehr faumselig bist. Mach uns doch einen kleinen Neffen; zum Teufel, Du mußt wol einmal anfangen. Julie wird eine gute Mutter sein, und sie würde sonst des größten Lebensglücks beraubt sein, welches darin besteht, Kinder zu stillen und groß zu ziehen.“ Einmal schreibt er an seinen Bruder: „In welche Ereignisse auch das Schicksal Dich versetzen mag, Du weißt, daß Du keinen bessern Freund haben kannst, der Dir theurer sein könnte und aufrichtiger Dein Glück wünschte. Das Leben ist ein leichter Traum, welcher verfliehet. Wenn Du abreisest und glaubst, es könnte auf einige Zeit sein, so schicke mir Dein Porträt; wir haben sovieler Jahre zusammen und so eng verbunden gelebt, daß unsre Herzen sich verschmolzen haben, und Du weißt besser als irgend jemand, wie gänzlich das meinige Dir gehört. Ich empfinde, indem ich diese Zeilen niederschreibe, eine Nührung wie ich sie nur selten in meinem Leben gefühlt habe . . .“ Bonaparte hatte damals ein zärtliches Verhältniß mit seiner Schwägerin, Desfree Eugenie Clary, der jüngeren Schwester der Madame Joseph Bonaparte, und der späteren Königin von Schweden. Die Leidenschaft scheint bei beiden nicht sehr groß gewesen zu sein, und jedenfalls bei ihm noch wärmer als bei ihr, denn er beklagt sich sehr häufig über ihr gleichgiltiges Schweigen, so oft er sie grüßen läßt. Nach seiner Ernennung zum Mitglied des Wohlfahrtsausschusses kommt er mit größerer Bestimmtheit auf seine Heiratspläne zurück: „Wenn ich hier bleibe,“ schreibt er, „ist es nicht unmöglich, daß ich die Thorheit begehe, mich zu verheiraten. Ich möchte Deine Meinung darüber hören. Es wäre vielleicht gut, darüber mit Eugeniens Bruder zu sprechen; laß mich das Ergebnis wissen, und alles ist abgemacht.“ Das Verhältniß löste sich allmählig und drei Jahre später verheiratete sich Desfree, begleitet von Napoleons Glückwünschen, mit Bernadotte.

Interessant sind die Züge, welche Bonaparte von dem damaligen Leben in Paris gibt, welches sich damals eben von dem Alp der Schreckensherrschaft befreit fühlte und zu neuem Leben erwacht war. Man suchte nachzuholen, was man versäumt hatte, und alles bewegte sich im rauschenden Saumel. Ueber die Zustände in der Hauptstadt äußerte damals Napoleon (18. Juli): „Der Luxus, die Vergnügungen und die Künste nehmen einen erstaunlichen Aufschwung Die elegantesten Wagen zeigen sich wieder . . . alles findet sich

hier vereinigt, um sich zu zerstreuen und das Leben angenehm zu machen. Man entreißt sich mit Gewalt seinen eignen Gedanken, und wie ist es möglich, bei dieser beständigen geistigen Spannung und diesem Freudenrausche schwarz zu sehen.“ Und ein andres Mal: „Dieses große Volk gibt sich ganz dem Vergnügen hin; Tänze, Schauspiele, und die Frauen, die schönsten, die es auf der Welt gibt, spielen hier die Hauptrolle; der Wohlstand, der Luxus, der gute Ton haben sich wieder eingestellt. Man denkt an die Schreckenszeit nur noch wie an einen Traum zurück.“ Aber mitten in den aufregenden Zerstreungen des hauptstädtischen Lebens bemächtigt sich des nach würdigerer Beschäftigung strebenden Geistes eine tiefe Melancholie: „Ich hänge sehr wenig am Leben,“ heißt es in einem Briefe vom 2. August; „seine Erhaltung macht mir keinen großen Kummer und ich befinde mich beständig in derselben Stimmung wie am Vorabend einer Schlacht; mein Gefühl führt mich zur Ueberzeugung, daß, wenn man vom alles beendenden Tod rings umgeben ist, Sorge um das Leben tragen Unsinn heißt. Alles heißt mich das Schicksal herausfordern, und wenn das so fortgeht, so werde ich zuletzt nicht einmal mehr ausweichen, wenn ein Wagen vorüberfährt.“ Kurz nach diesem Briefe gab die schon früher erwähnte Ernennung Bonapartes zum Mitglied der topographischen Abtheilung des Wohlfahrtsausschusses dem jungen General mehr Beschäftigung. Die Ereignisse bei der Armee am Rheine und in Italien, die bevorstehende Durchführung der Directorialverfassung, die Gährung im Innern und namentlich in Paris, wo die Sectionen sich zum Aufstand vorbereiteten, nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und es ist in den nächsten Briefen fast ausschließlich von Politik, nur äußerst selten von Familienangelegenheiten die Rede. Ueber die große Krisis vom 13. Vendemiaire, den Ausgangspunkt von Napoleons erstaunlicher Glückslaufbahn, berichtet er an Joseph mit fast trockner Kürze: „Endlich ist alles vorüber; meine erste Regung ist Dir schreiben. Die Royalisten, die sich in Sectionen gebildet hatten, wurden mit jedem Tage trotziger; der Convent hat die Entwaffnung der Section Lepelletier befohlen; sie hat die Truppen zurückgeworfen; Menou, welcher befehligte, spielte, wie man sagt, den Verräther; er ist auf der Stelle abgesetzt worden. Der Convent hat Barras zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt; die Ausschüsse haben mich als zweiten Befehlshaber beigelegt. Wir stellten unsre Truppen auf; die Feinde griffen uns in den Tuileries an; wir tödteten ihnen viele Leute; wir verloren 30 Mann an Todten und 60 Verwundete; wir haben die Sectionen entwaffnet und alles ist ruhig. Wie gewöhnlich bin ich ganz unverletzt.“ Als zweiter Befehlshaber des Innern und Divisionsgeneral der Artillerie nahm Napoleon jetzt eine wichtige und einträgliche Stellung ein, und er läßt sie reichlich seiner Familie zugutekommen. Er verschafft mehren seiner Verwandten Anstellungen, ernennt Ludwig zu seinem Adjutanten, Lucian zum

Kriegscommissar, bringt Hieronymus in einem Colleg unter, ladet Joseph zu sich nach Paris ein, schickt seiner Familie 30—60,000 Franken Geld u. s. w. Rasch steigt er nun empor und mit ihm seine Familie; 1796 erhält er den Oberbefehl über die Armee in Italien, und wird in diesem Feldzug meistens von seinem Bruder begleitet, weshalb aus diesem Jahre nur wenig Briefe vorhanden sind. 1797 ist Joseph Gesandter in Rom, und nun verliert der Briefwechsel zwischen den beiden Brüdern seinen vertraulichen Ton, und an die Stelle des gemüthlichen Du tritt das steife, officiële Sie. Einige Anwendungen der alten Vertraulichkeit finden sich erst wieder in den leider sehr wenig zahlreichen Briefen aus Aegypten, wo Napoleon hauptsächlich die leichtsinnige Aufführung seiner in Paris zurückgebliebenen Gemahlin, Josephine Beauharnais, Sorge gemacht zu haben scheint, und in denen sich oft, trotz der glorreichen Laufbahn, die sich ihm im Orient öffnet, eine düstere Schwermuth ausspricht. „Ich kann in zwei Monaten in Frankreich sein,“ schreibt er aus Kairo. „Ich empfehle Dir meine Interessen. Ich habe viel häuslichen Kummer. . . Deine Freundschaft ist mir sehr theuer; es fehlt mir, um Menschenfeind zu werden, daß ich sie verliere und mich von Dir verrathen sehe. Es ist traurig, zu gleicher Zeit alle Gefühle für eine und dieselbe Person in einem einzigen Herzen zu haben. Sorge dafür, daß ich bei meiner Ankunft ein Landhaus bei Paris oder Boulogne beziehe. Ich gedenke dort den Winter zuzubringen und mich daselbst einzuschließen. Die menschliche Natur ist mir zuwider. Ich bedarf der Einsamkeit und Abgeschiedenheit; die Größe ist mir verleidet; das Gefühl vertrocknet; der Ruhm hat mit 29 Jahren allen Reiz für mich verloren. Ich habe alles ausgekostet; es bleibt mir nichts mehr übrig als ein ganz entschiedener Egoist zu werden. Ich denke mein Haus zu behalten. Nie werde ich es an jemanden abtreten. Ich habe bloß noch soviel, um grade davon zu leben. Leb wohl, mein einziger Freund.“ Der Rückkehr des siegreichen Generals folgte der Sturz des Directoriums, das durch seine Schwäche und Corruption den Haß und die Verachtung aller auf sich gezogen hatte, und die Erhebung zum Consul und Kaiser. Während dieser ganzen Zeit wird Joseph, als der einzige der Brüder, der mit Napoleon in beständigem guten Einvernehmen geblieben, mit mannigfachen wichtigen Aufträgen betraut, wie er sich denn als Unterhändler der Verträge von Morfontaine, Luneville und Amiens die Zufriedenheit des Consuls in hohem Grade erwarb. Hervorzuheben sind besonders die vertraulichen Instructionen wegen der Verhandlungen in Luneville. Die Tendenz derselben geht dahin, Oestreich soviel als möglich abzubringen, und es durch Drohungen so einzuschüchtern, daß es so rasch als möglich sich über seine äußersten Concessionen erklärt, während Frankreich sich seine Erklärungen vorbehält, bis das Verhältniß Rußlands zu Frankreich, das damals sich dem Consul zu nähern schien, klar geworden ist, mit einem Worte von Oestreich die

allerbestimmtesten Zusicherungen zu verlangen, ohne daß Frankreich irgendwelche Verpflichtungen über die Ordnung der Verhältnisse in Italien und Deutschland übernahm, und sich über die Fassung der Paragraphen herumzustritten, um Zeit zur Verständigung mit Paul I. zu gewinnen. Letzterer starb aber zu einer ungelegenen Zeit „an einem Schlaganfall“, wie sowol Napoleon als Joseph und der Moniteur am 27. Germinal berichtet. Wie der Horizont von Napoleons Politik sich immer unabsehbarer ausdehnte, sah sich auch Joseph zu immer wichtigeren Stellungen berufen, nicht sehr zu seiner Befriedigung, denn er besaß keinen Ehrgeiz und hätte lieber ein ruhiges, durch physischen und intellectuellen Genuß erheitertes Leben geführt, als das eines Staatsmannes und noch dazu als Werkzeug eines so gebieterischen, jede selbstständige Regung ausschließenden Herrschers, wie Napoleon war, und die Opfer, die er diesem hierin gebracht hat, sind lediglich seiner brüderlichen Liebe anzurechnen. Es war damals der Zeitpunkt, wo im Lager von Boulogne die große Expedition gegen England vorbereitet wurde, und der Consul drang in seinen Bruder, die Stelle eines Kanzlers des Senats zu übernehmen, eine Stelle, gegen die Joseph eine besondere Abneigung hatte. Mit allen seinen Kräften, aber zugleich mit Bethuerungen seiner innigsten Anhänglichkeit an seinen Bruder sträubt er sich dagegen, und dies Mal mit Erfolg; dafür muß er aber eine Uniform anziehen und das Commando eines Regiments im Lager von Boulogne übernehmen, sowie später eine Reise zur Besichtigung der militärischen Etablissements an der neuen Nord- und Ostgrenze des Reichs, die zugleich eine Repräsentationsreise sein sollte, machen. Als nun der neue Krieg mit Oestreich ausbricht, sehen wir Joseph als Grandelecteur und Stellvertreter seines Bruders in Paris zurückbleiben und in täglichem Briefwechsel mit dem Kaiser. Die Briefe Josephs sprechen von der Conscription, der Geldkrisis und der infolge derselben halb hängen und halb unruhigen Stimmung der Hauptstadt, die sich erst nach der Nachricht von den ersten Siegen erholt; die des Kaisers sind kurz, gewichtig, unter dem Eindruck der Ereignisse geschrieben, und dadurch interessant, obgleich ihre Skizzenhaftigkeit wenig Neues lehrt. Von Interesse ist eine Aeußerung des Kaisers über Massena, mit dessen Tapferkeit, aber nicht mit dessen Talenten bei Caldiero er zufrieden ist; und der in Verona auf eigne Hand und eigne Rechnung eine Contribution von 400,000 Franken erhoben hatte. „Meine Absicht ist“, schreibt bei dieser Gelegenheit der Kaiser, „die Generale und Offiziere, die mir gut gedient haben, so reich zu machen, daß ich nicht einsehen kann, wie sie das edelste Gewerbe durch Habgier entehren und sich die Mißachtung der Soldaten zuziehen können.“ In demselben Briefe klagt der Kaiser über Bernadotte, dessen Säumigkeit und Mangel an Eifer den Frind habe entzwischen lassen. Obgleich Napoleon die großartigen militärischen Operationen, welche in diesem Feldzuge stattfanden, nicht wenig Sorge gemacht haben mögen,

findet er doch noch Zeit, selbst den *Moniteur* vom Lager aus zu redigiren, und nicht nur die militärischen, sondern auch die politischen Notizen von dort aus fertig einzuschicken. Ueberhaupt hat der Kaiser ein scharfes Auge auf die Presse, und wiederholt spricht er sich tadelnd über das *Journal de Paris* aus (es hatte seine Freude über den Frieden, der allerdings in ungewisser Aussicht stand, an den Tag gelegt) und dasselbe wird sofort unter strengere Censur gestellt. Auch als Joseph schreibt, daß ganz Paris den Frieden herbeiwünscht, erfolgt eine sehr herbe Rüge. „Mein Bruder,“ heißt es in dem betreffenden Briefe, „ich bin nicht gewohnt, meine Politik nach den Klatschereien in Paris einzurichten, und ich bedaure, daß Sie denselben so große Wichtigkeit beigelegt haben. Mein Volk hat sich wohl dabei befunden, wenn es mir Vertrauen geschenkt hat, und die Frage ist gegenwärtig zu verwickelt, als daß ein Pariser Spießbürger sie beurtheilen könnte... Ich werde Frieden schließen, wenn ich glaube, daß der Abschluß desselben im Interesse meines Volkes liegt, und das Raisonniren einiger Intriguanen wird ihn weder um eine Stunde fördern oder hinauschieben. Mein Volk wird stets einstimmig sein, wenn es weiß, daß ich zufrieden bin, weil es darin den Beweis erblickt, daß seine Interessen gewahrt sind. Die Zeit, wo man in den Sectionen delibrirte, ist vorüber. Ich würde nöthigenfalls noch mehr als eine Schlacht liefern, um zu einem sichern Frieden zu gelangen. Ich überlasse nichts dem Zufall; was ich sage, führe ich aus, oder ich sterbe.“ Selbst daß Joseph in Paris die Absendung von Bevollmächtigten zur Unterhandlung des Friedens „mit so großem Pomp“ hat ankündigen und mit Kanonenschüssen feiern lassen, tadelte der Kaiser mißmuthig, als ein Zeichen von Sehnsucht nach Frieden um jeden Preis.

Immermehr gewöhnt sich jetzt Napoleon, die Mitglieder seines Hauses nur als willenlose Werkzeuge seiner Politik zu betrachten; er verfügt über ihre Personen und ihre Zukunft, ohne sich um ihre etwaigen Neigungen zu kümmern, und die Schreiben, in denen er dem Bruder seine Arrangements ankündigt, haben die Trockenheit und Kürze von kaufmännischen Geschäftsbriefen, in denen über ein Faß Rosinen disponirt wird. In einem Briefe von einem Duzend Zeilen (nach dem Frieden von Preßburg) meldet er die Verlobung des Prinzen Eugen mit der Prinzessin Auguste von Baiern, die bevorstehende Verlobung Jeromes „mit einer andern Prinzessin“, und ein Eheproject für Josephs älteste Tochter „mit einem kleinen Fürsten, der mit der Zeit ein großer Fürst werden wird“. Ueber Joseph selbst und das Königreich Neapel wird höchst lakonisch mit folgenden Worten verfügt: „Meine Absicht ist, mich des Königreichs Neapel zu bemächtigen, und ich habe Sie zu meinem Lieutenant Oberbefehlshaber der Armee von Neapel gemacht. Reisen Sie 40 Stunden nach Empfang dieses Briefs ab, und melden Sie mir in Ihrer ersten Depesche, daß Sie in Neapel eingezogen sind und den treulosen Hof verjagt haben.“

Die neapolitanische Regierung hatte einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich abgeschlossen, und war kühn genug, denselben nach der Schlacht von Trafalgar und der Bildung der neuen Coalition zu brechen, und mehren tausend englischen und russischen Truppen den Einmarsch zu gestatten. Dieser Vertragsbruch war der Anlaß zu Napoleons obenerwähntem Entschluß, aber in demselben trat eine Aenderung ein, ehe Joseph noch Neapel erreicht hatte, indem bereits am 19. Jan. 1806 Napoleon aus Stuttgart schrieb: „Mein Wille ist, daß die Bourbonen aufgehört haben, in Neapel zu regieren; ich gedenke auf diesen Thron einen Prinzen meines Hauses zu setzen; zuerst Sie, wenn er Ihnen zusagt, oder wenn dies nicht der Fall ist, einen andern.“ Joseph nahm die neue Würde ohne Widerstreben an, denn er brauchte deshalb seine Anwartschaft auf die Thronfolge in Frankreich nicht aufzugeben, und ahnte wol auch nicht, welche schwere Sorgen ihm sein neues Königreich machen werde, das er selbst zwar zum Wohl seiner Unterthanen zu regieren den aufrichtigen Willen hatte, das aber Napoleon nur als eine Art Satrapie betrachtete, welche Joseph als eine Art Generalpächter lediglich im Interesse Napoleons bewirthschaften und ausbeuten sollte. Joseph gedachte eine regelrechte Civilregierung einzurichten und seine Herrschaft durch Gerechtigkeit, Milde und Sparsamkeit zu befestigen; Napoleon betrachtete Neapel als ein militärisch besetztes Land, das man mit mobilem Corps, Standrecht, Fusiladen und Bombardements regieren müsse; Sparsamkeit und Ordnung in den Finanzen empfahl auch er, aber nur um die Hilfsmittel des Landes zusammenzuhalten und soviel als möglich Militär halten zu können, ohne daß Frankreich etwas beisteuerte, obgleich eigentlich Joseph in Neapel die Kriege Napoleons führte. Joseph bemühte sich, den Neapolitanern zu zeigen, welche Vortheile ihnen die Verbindung mit Frankreich bringen könnte, um sie dadurch der neuen Dynastie geneigt zu machen; Napoleon wollte sie unter der Wucht seiner Macht erdrücken, um jeden Widerstand unmöglich zu machen: so tief war die Kluft, welche die Ansichten der beiden Brüder über die Regierung des neuerworbenen Landes trennte. Erwägt man den damaligen Zustand beider Sicilien, so muß der Unparteiische nicht nur Joseph die richtigere Würdigung des Zieles, sondern auch die Möglichkeit, dasselbe zu erreichen, zugestehen. Die wechselvollen Schicksale des Königreichs seit mehren Jahrhunderten hatten keiner Dynastie Zeit und Gelegenheit gegeben, im Herzen des Volks tiefere Wurzeln zu schlagen, und die zuletzt gestürzte Dynastie der Bourbonen galt in den Augen der Neapolitaner fogut wie jede andere als eine fremde, und am allerwenigsten war die gewesene Königin von Neapel, die Seele der vorigen Regierung, die nach dem Fall der ephemeren von den Franzosen gegründeten Republik mit Hilfe der Hefe des Volks eine blutige, ausschließlich die gebildeten Classen treffende Reaction hatte eintreten lassen, geeignet gewesen, dem bourbonischen Thron Anhänger zu verschaffen.

Die Verwaltung war ohnmächtig oder verderbt, die Finanzen, da der geflohenene Hof alle Kassen geleert und die Abgaben auf Jahre voraus verpachtet hatte, in der ärgsten Verwirrung, die Einziehung der Abgaben entweder in den Händen selbstsüchtiger Pächter oder — da die zahlreichen Feudalherrn einen großen Theil in Beschlag nahmen — der Intendanten der Gutsbesitzer, und der Ertrag entsprach diesen Einrichtungen. Die Geistlichkeit schmachtete in tiefster Armuth trotz ihres ansehnlichen Grundbesitzes, da auch dieser unter der allgemeinen Anarchie der Verwaltung litt. Der Adel, obgleich im Besitz von 14—1500 factisch souveränen Fürstenthümern, Herzogthümern und Baronien, genoß, von seinen Intendanten betrogen, wenig Einkünfte von denselben, und durfte sie nicht einmal veräußern, während sie in Ermangelung directer Erben an die Krone heimfielen. So fand eine geordnete, nach dem Muster der französischen eingerichtete Verwaltung ein fruchtbares Feld und wenig Interessen, die sie hätte verlegen können. Auch für die Verwaltung der Justiz blieb alles zu thun übrig, denn es bestanden zwar Gerichtshöfe, aber der Polizeiminister konnte jedes ihrer Urtheile für nichtig erklären, und ohne alle Controle Strafen jeder Art, einschließlic der Todesstrafe, auferlegen. Unter diesen Umständen mußte natürlich die Aussicht auf Reformen, wie sie Napoleon selbst in Frankreich durchgeführt, viel Verlockendes für die Neapolitaner haben, und Joseph fand selbst unter dem Adel und unter den Beamten nicht wenige einflußreiche Anhänger. Der neue König ging auch sogleich an die Abschaffung der ärgsten Mißbräuche: er schaffte das Lehnswesen ab, stellte die geistlichen Güter unter eine andere Verwaltung, die sie einträglicher machen sollte, führte ein besseres Abgabensystem ein, und begann eine Reform der Justiz. Die Ausführung blieb leider hinter seinem guten Willen zurück. Denn nicht einmal die nöthige Zeit war ihm gegönnt. Die Abgaben wurden zwar etwas einträglicher, blieben aber wegen der Feilheit und Habsucht der Beamten, die er meistens aus Frankreich mitgebracht, ebenso drückend für das Volk wie früher; die Finanzen blieben zerrüttet wegen der ungeheuren Kosten des Heeres, das außer allen Verhältnissen mit den Kräften des Landes stand; die Gerichte sollten strenge Gerechtigkeit üben und die persönliche Freiheit unverletzt erhalten, sahen sich aber in ihrer Wirksamkeit nur zu oft durch die nach reiner Willkür verfahrenen Kriegsgerichte beschränkt. Das kostspielige Heer, das nur die Interessen Frankreichs in Neapel vertheidigte, und das Standrecht waren Ausflüsse des Napoleonischen Systems, der seinen auf St. Helena erfundenen Wahlspruch: Man müsse die Völker mit eiserner Hand, aber mit sammetnem Handschuh regieren, nur halb anwendete, denn er vergaß meistens den sammetnen Handschuh anzuziehen. Trotz der Verachtung, die Napoleon stets gegen jede nationale Kraft zur Schau trug, muß er sich innerlich ihrer auf die Länge unwiderstehlichen Macht recht wohl bewußt gewesen sein, sonst hätte er nicht so riesenhafte, die eignen Kräfte ver-

zehrende Anstalten getroffen, sie überall niederzuhalten. Er nahte sich jetzt dem Zenithpunkt seiner Größe, und hatte berauscht von seinen beispiellosen Siegen, die ihm bereits halb Europa zu Füßen gelegt hatten, im frevlen Uebermuth den Plan gemacht, die ganze Welt seiner Größe dienstbar zu machen, und verfolgte sein Ziel mit olympischer Ruhe, während rings um ihn Reiche zusammenstürzten und ganze Generationen seinem Ehrgeiz zum Opfer fielen. Die Rücksichten auf Neapel, die Joseph ihm beständig entgegenstellte, mußten ihm daher kleinlich erscheinen, und die politischen Vorschriften, die er ihm ertheilte, athmen einen ganz andern herbedespotischen Geist. Die Einleitung, enthalten in den an Joseph während seines Zugs nach Neapel gerichteten Briefen, klingt noch gemäßigt genug. Er empfiehlt seinem Bruder vor allen Dingen sehr fest zu sein, die Plünderungen der Generale zu verhindern, und vor allem sich nicht vor persönlicher Gefahr zu scheuen. Am 31. Jan. schreibt er: „Wenn es eine Anzahl Vornehmer oder sonst Leute gibt, die Sie geniren, so schicken Sie sie nach Frankreich. Keine halben Maßregeln; keine Schwäche! Ich will, daß mein Haus in Neapel solange herrscht, als es in Frankreich herrschen wird. Das Königreich Neapel ist mir nothwendig.“ — „Hören Sie nicht auf die, welche Sie weit vom Feuer weg halten wollen; Sie haben nöthig, Ihre Proben zu bestehen, wenn es Gelegenheit gibt. Sezen Sie sich sichtbar der Gefahr aus; die wahre Gefahr ist im Kriege überall.“ Dann etwas später: „Ich bin erstaunt über den schlechten Zustand Ihrer Artillerie und die geringe Stärke Ihrer Stats. Das kommt daher, wenn die Generale an nichts denken als ans Stehlen; halten Sie sie fest unter der Hand. Ich verlange nur eins: seien Sie durchaus der Herr.“ Die Klagen wegen der Unterschleife der Generale wiederholte sich noch öfter, und gegen Massena, der sich als der unersättlichste zeigt, und einen nur mit 5. bezeichneten, die zusammen 6,400,000 Franken entwendet haben, kommt es später zu energischen Maßregeln, in deren Folge Massena 4 Mill. zurückerstattet, worauf er wieder zu Gnaden angenommen wird. Auch sonst ist noch oft von Verhaftungen und Fortschickungen von Beamten und andern Offizieren wegen Unterschleifen die Rede. Besonders angelegentlich empfiehlt der Kaiser seinem Bruder sorgfältige Ueberwachung des Bestandes seiner Armee bis in das geringste Detail. Er sagt bei dieser Gelegenheit: „Die Bestandslisten meiner Armee sind für mich die unterhaltendsten Bücher meiner Bibliothek, und diejenigen, welche ich in meinen Mußestunden am liebsten lese.“ Dann ein ander Mal: „Der gute Zustand meiner Armee kommt daher, daß ich mich täglich ein paar Stunden damit beschäftige, und wenn man mir jeden Monat die Stats meiner Landtruppen und meiner Flotten zuschickt, die etwa zwanzig dicke Bände füllen, so lasse ich jede andere Beschäftigung liegen, um sie ganz genau durchzulesen, damit ich den Unterschied zwischen dem einen und dem andern Monat sehen kann. Diese Lectüre macht

mir mehr Vergnügen, als einem jungen Mädchen ein Roman. Es ist für mich etwas Schreckliches, wenn ich aus Ihren Staats sehen muß, daß Ihre Corps nicht in ein und derselben Provinz vereinigt sind.“ Ueberhaupt sind die militärischen Lectionen, die der Kaiser seinem Bruder ertheilt, nicht weniger interessant als die politischen, und nur der große Raum, den sie einnehmen, ist Schuld, daß sie hier keinen Platz finden können. Wir verweisen jedoch in dieser Hinsicht über den Plan zu Dislocation der in Neapel befindlichen Truppen (II. Thl. S. 63 der Uebersetzung), auf die ausführliche Correspondenz über die Befestigung verschiedener wichtiger Punkte (Sept. u. Aug. 1806) und andere. Mitten im Wirbel der wichtigsten Ereignisse entgeht Napoleon selbst nicht die ordnungswidrige Disposition der kleinsten Truppenabtheilung, und sein Auge erfaßt das Größte und das Kleinste mit gleicher Schnelligkeit und Schärfe.

Als Napoleon nach Josephs Einzug in Neapel durch seines Bruders Proclamationen und Briefe erfuhr, welche Politik der neue König gegen seine Unterthanen zu befolgen gedachte, entwickelte er seine Ansichten mit größerer Schroffheit. Sie sind die wahre Quintessenz der Staatskunst eines genialen Despoten. Er gibt von vornherein jede Hoffnung auf, durch Güte die Neapolitaner für die französische Dynastie zu gewinnen; der Gedanke Josephs, Neapel für die Neapolitaner zu regieren, erscheint ihm sentimental und fast lächerlich, und das einzige Regierungsmittel, in das er Vertrauen setzt, ist schonungslose Gewalt. Sein Bruder hatte bei seinem Erscheinen im Lande den Neapolitanern versprochen, ihnen keine Kriegsteuer aufzuerlegen, das Privateigenthum zu schonen, ihnen Ordnung, Gerechtigkeit, Friede und Glück zu bringen. Damit ist der Kaiser sehr unzufrieden. Weit entfernt, das Land mit Kriegsteuern zu verschonen, verlangt er sie aus Grundsatz, sowol um das Land zu erschöpfen und ohnmächtiger zum Widerstand zu machen, als auch um die Armee zu belohnen. So schreibt er im März: „Mein Bruder, ich sehe, daß Sie in einer Ihrer Proclamationen versprechen, keine Kriegsteuer aufzuerlegen und den Soldaten verbieten, den Tisch von ihren Wirthen zu verlangen. Nach meiner Ansicht sind Ihre Maßregeln zu zaghaft. Mit Liebeskosungen gewinnt man die Völker nicht, und mit solchen Maßregeln werden Sie nie die Mittel erhalten, Ihrer Armee die wohlverdienten Belohnungen zu ertheilen. Legen Sie dem Königreich Neapel 30 Millionen Steuern auf; bezahlen Sie Ihre Armee gut, remontiren Sie Ihre Reiterei und das Fuhrwesen, lassen Sie Schuhe und Kleider machen: alles das kann man nur, wenn man Geld hat. Nach meinem Dafürhalten wäre es doch gar zu lächerlich, wenn die Eroberung von Neapel nicht einmal meiner Armee Wohlsein und Behagen zum Lohn einbrächte. Sie können unmöglich innerhalb dieser Grenzen bleiben. Ich höre nicht, daß Sie Lazonis hätten erschießen lassen, und den-

noch weiß ich, daß diese Bursche das Stilet gebrauchen. Wenn Sie sich nicht von vornherein gefürchtet machen, so werden die unglücklichen Folgen nicht ausbleiben. Die Auflegung einer Steuer wird nicht die von Ihnen befürchtete Wirkung hervorbringen; jedermann hat sich darauf gefaßt gemacht und wird sie natürlich finden. Ihre Proclamationen an das neapolitanische Volk lassen den Herrn nicht genug heraus hören. Sie gewinnen nichts mit allzuwieseln Schmeicheleien. Die Völker Italiens, ja die Völker überhaupt, sind immer zu Rebellion und Meuterei geneigt, wenn sie den Herrn nicht spüren.“

Anstatt der von Joseph versprochenen Schonung des Privateigenthums verlangt Napoleon eine großartige Confiscationsmaßregel, verbunden mit einer militärischen Colonisation und der Begründung eines neuen militärischen Feudaladels, und kommt wiederholt auf diesen Plan zurück, namentlich bei Gelegenheit des Aufstandes in Calabrien. „Warum confisciren Sie nicht,“ schrieb er damals, „da sich Calabrien empört hat, die Hälfte des Grundbesitzes und vertheilen ihn an die Armee? Diese Maßregel würde Ihnen große Hilfsquellen eröffnen, und zu gleicher Zeit ein Beispiel für die Zukunft sein. Mit Milde und Sanftmuth verändert und reformirt man keinen Staat; es gehören dazu außerordentliche und kraftvolle Maßregeln. Da die Calabrier meine Soldaten gemeuchelmordet haben, werde ich selbst das Decret erlassen, wodurch ich die Hälfte des öffentlichen und Privateinkommens der Provinz zum Besten meiner Truppen confiscire; aber wenn Sie von vornherein als Princip aufstellen, daß sie sich nicht empört haben, und daß Sie ihnen immer zugethan gewesen sind, so wird Ihre Herzensgüte, die nur Schwäche und Zaghaftigkeit ist, sehr verhängnißvolle Folgen für Frankreich haben.“ Ueber die beabsichtigte Gründung eines Feudaladels äußerte er sich am 8. März 1806: „Man muß im Königreich Neapel eine gewisse Anzahl französischer Familien einbürgern, und sie mit den Lehen dotiren, die theils durch die Veräußerung einiger Krondomänen, theils durch die Confiscation von Lehen in Privathänden, oder aus Klostergütern durch die Verminderung der Anzahl der Klöster gewonnen werden könnten. Meiner Meinung nach wird Ihr Thron keinen Bestand haben, wenn nicht aus Ihrer Umgebung etwa hundert Generale, Oberste und andere Offiziere, sowie auch Hofbeamte große Lehnbesitzer in dem Königreiche Neapel und Sicilien werden. Ich denke, Massena und Bernadotte sollten mit dem Fürstentitel und mit bedeutenden Einkünften, welche den Reichtum ihrer Familien sicherstellen müßten, in Neapel untergebracht werden. Ich thue dies auch in Piemont, in Italien, in Parma; diese Länder und Neapel müßten das Vermögen für 3—400 französische Offiziere hergeben, die sämmtlich nach der Erstgeburt auf ihre Nachkommen zu vererbende Domänen erhalten. Im Verlauf einiger Jahre werden sich diese Offiziere in die vornehmsten Häuser

verheirathen, und der Thron soweit befestigt werden, daß er die Anwesenheit einer französischen Armee entbehren kann."

Als Joseph wenige Monate nach seiner Thronbesteigung frohlockend schrieb, daß die Stimmung des ganzen Landes, vom Herzog von Ascoli, dem Polizeiminister Ferdinands, bis zu dem geringsten Lazaroni für ihn sei, daß sich der Adel des Landes in seine Gardes du Corps dränge, daß die den Dienst am Hof verrichtenden französischen Garderegimentsdarren in hoher Achtung bei den neapolitanischen Fürsten und Herzogen ständen, zerriß Napoleon mit rauher Hand diese zu voreiligen Selbsttäuschungen, indem er ihm am 15. Mai antwortet: „Mein Bruder, Sie kennen das Volk im allgemeinen nicht, und noch weniger in Italien. Sie geben viel zu viel auf ihre Demonstrationen; treffen Sie Ihre Vorsichtsmaßregeln, aber ohne zu beunruhigen; bei der ersten Bewegung, die auf dem Continent stattfindet, d. h. in dem Augenblick, wo Sie die Beweise ihrer Anhänglichkeit bedürften, werden Sie sehen, wiewenig Sie auf diese Leute zählen können. Ich werde auf das, was Sie von der Garde du Corps sagen, nicht antworten. Sie trauen mir keine so gänzliche Unkenntniß der Stimmung in Europa zu, daß ich glauben sollte, in Neapel sei die Philosophie dermaßen eingedrungen, daß dort gar kein Vorurtheil der Geburt mehr stattfindet, und wenn Neapel sich Ihnen in diesem Lichte darstellt, so stellen sich alle eroberten Völker auf die gleiche Art dar, denn sie verheimlichen ihre Gesinnungen und ihre Sitten, und werfen sich ehrfurchtsvoll vor demjenigen zu Boden, der ihre Güter und ihr Leben in seinen Händen hält . . . Ich empfehle Ihnen noch einmal: lassen Sie sich durch die Demonstrationen der Neapolitaner nicht berauschen. Der Sieg bringt bei allen Völkern dieselbe Wirkung hervor, die sich gegenwärtig bei den Neapolitanern kundgibt. Sie zeigen Anhänglichkeit an Sie, weil die entgegengesetzten Leidenschaften schweigen; aber bei den ersten Unruhen auf dem Continent, wo die 40,000 Mann Franzosen, die im Königreich Neapel stehen, auf etliche tausend Mann zusammenschmelzen, wo sich die Nachricht verbreitete, daß ich am Tsonzo geschlagen, daß Venedig gerüstet sei, würden Sie sehen, was aus dieser schönen Anhänglichkeit würde. Und wie könnte es auch anders sein? Was haben Sie für diese Leute gethan? Wie wollen Sie dieselben kennen? Das Volk sieht die Macht Frankreichs, und weil Sie zum König von Neapel ernannt sind, so glaubt es, alles sei aus, weil die Natur der Dinge es gebietet, weil es etwas Neues ist, und weil es keine Mittel dagegen gibt . . . Sie vergleichen die Anhänglichkeit der Franzosen an meine Person mit der Anhänglichkeit der Neapolitaner an Sie; dies könnte wie ein Spott erscheinen. Welche Liebe können Sie von einem Volk verlangen, für das Sie gar nichts gethan haben? Bei welchem Sie nur Kraft des Eroberungsrechts sind, gestützt auf 40—50,000 fremde Truppen? Wenn Sie keine französische Armee besäßen, und der alte

König von Neapel keine englische hätte, wer wäre dann der stärkste in Neapel? Und wahrhaftig ich bedarf einer fremden Armee nicht, um mich in Paris aufrechtzuerhalten.“ Ein ander Mal heißt es: „Sie mögen machen was Sie wollen, Sie werden sich in einer Stadt wie Neapel niemals durch die öffentliche Meinung behaupten. Sorgen Sie lieber dafür, daß die Mörser in den Forts und die Reserven bereit sind, um jede Volksbewegung rasch zu züchtigen. Ich denke doch, Sie haben Kanonen in Ihrem Palast stehen und alle Vorkehrungen getroffen.“ Alle Maßregeln, die auf die Unterstüzung der neuen Dynastie durch das Volk berechnet sind, finden bei Napoleon entschiedenen Tadel: „Wozu,“ schreibt er an Joseph, „sollen 50,000 bewaffnete und organisirte Provinzialgarden nützen? Beim ersten Kriegserklären auf dem Continent sind die Mannschaften wenigstens neutral, und ihre Führer eröffnen Unterhandlungen mit dem Feinde. Bei der Nachricht von einer an der Esch oder am Isonzo verlorenen Schlacht werden sie sich gegen Sie wenden. Wozu brauchen Sie dieselben aber, wenn ich Frieden habe oder Sieger bin? . . . Es macht mich lachen, daß Sie glauben, diese 50,000 Mann würden ebensoviele Feinde der Königin Caroline sein. Sie machen sich eine übertriebene Vorstellung von dem Haß, den die Königin in Neapel hinterlassen hat. Sie kennen die Menschen nicht. Es gibt nicht zwanzig Menschen, welche sie so hassen, wie Sie meinen; es gibt nicht zwanzig Personen, die sich von ihrem Lächeln, von einer verbindlichen Redensart aus ihrem Munde bestechen lassen. Das erste Gefühl des Hasses einer Nation ist Feindschaft gegen eine andere; Ihre 50,000 Mann sind ebensoviele Feinde der Franzosen.“ Wenn er durchaus Neapolitaner als Nationalgarde haben wollte, so solle er 4000 nehmen, aber nicht mehr, „Familienväter, recht feig, recht alt, welche gut sind, das Haus zu bewachen, wenn es heißt, daß Diebe kommen. Alles andere ist vom Nebel.“ . . . Der Kaiser warnt seinen Bruder vor einem zu großen Vertrauen in die neapolitanischen Truppen; ein einziger Ruf in Italien: „Jagt die Bourbonen über die Alpen! würde ihm seine ganze Armee entreißen. Er solle lieber Franzosen, Schweizer, Corsen, deutsche Regimente „de ma confédération germanique“ nehmen. Immer wiederholt sich die Mahnung: „mehr Strenge! Kräftigere Maßregeln!“ „Sie sind zu gut,“ heißt es in einem andern Briefe, „vorzüglich für das Land, wo Sie sich befinden. Sie müssen entwaffnen, verurtheilen lassen und deportiren. — Bedenken Sie wohl, was ich Ihnen sage: Die Zukunft Ihrer Regierung hängt von Ihrem Benehmen nach Ihrer Rückkehr aus Calabrien ab. Verzeihen Sie nicht: lassen Sie mindestens 600 Aufrehrer standrechtlich hinrichten; sie haben mir eine große Anzahl Soldaten ermordet. Lassen Sie die Häuser von zwanzig der vornehmsten Dorfvorsteher in Brand stecken, und vertheilen Sie ihre Besitzungen unter die Armee. Entwaffnen Sie alle Einwohner und lassen Sie 5—6 große Dörfer von denen,

die sich am schlechtesten benommen haben, ausplündern. Empfehlen Sie den Soldaten die treugebliebenen Städte gut zu behandeln. Nehmen Sie den aufständischen Dörfern ihr Gemeindegut und geben Sie dasselbe der Armee; aber vor allem: Entwaffnen Sie mit Energie!"

Wenn Napoleon gegen Nationalgarden und Nationaltruppen ist, so empfiehlt er dafür seinem Bruder andere Vorsichtsmaßregeln, die uns an die Zeiten Cäsar Borgias erinnern, und verräth dabei, daß er selbst in seinem getreuen Frankreich (was gewiß niemand geahnt hätte) die peinlichsten Vorsichtsmaßregeln gegen den Meuchelmord getroffen hat. „Ich habe es Ihnen bereits gesagt und ich wiederhole es Ihnen noch einmal, daß Sie den Neapolitanern zu sehr trauen. Ich muß Ihnen dies besonders in Bezug auf ihre Küche und auf die Bewachung Ihrer Person sagen, sonst sind Sie der Gefahr ausgesetzt, vergiftet oder ermordet zu werden. Ich wünsche daher sehr entschieden, daß Sie Ihre französischen Köche beibehalten, daß Sie den Dienst an Ihrer Tafel durch Ihren Haushofmeister versehen lassen, und daß der innere Dienst Ihres Palastes so organisiert sei, daß Sie stets von Franzosen bewacht sind. Sie haben mein Privatleben nicht genau genug beobachtet, um zu wissen, wie sehr ich mich selbst in Frankreich immer unter der Obhut meiner zuverlässigsten und ältesten Soldaten gehalten habe . . . Ihre Kammerdiener, Ihre Köche, die Wachen, die in Ihrer Wohnung schlafen, diejenigen, die Sie bei Nacht erwecken, um Ihnen Depeschen zu überbringen, müssen Franzosen sein. Bei Nacht darf nie jemand zu Ihnen kommen, außer Ihrem Adjutanten, welcher in dem Zimmer schlafen muß, das vor Ihrem Schlafzimmer liegt. Ihre Thür muß von innen geschlossen sein, und Sie dürfen Ihrem Adjutanten nur öffnen, nachdem Sie seine Stimme deutlich erkannt haben; er selbst darf an Ihre Thür erst klopfen, nachdem er das Zimmer, worin er sich befindet, sorgfältig verschlossen hat, um sicher zu sein, daß er allein da ist, und daß ihm niemand folgen kann. Diese Vorsichtsmaßregeln sind wichtig und sie können Ihnen das Leben retten.“

Napoleon scheint fast gewußt zu haben, was ein vornehmer russischer Hofbeamter zu dem Grafen Münster sagte, als dieser bei Besichtigung des Schauplazes von Pauls I. Ermordung seinen Abscheu über die Greuelthat äußerte: „Mon Dieu, c'est notre constitution: l'absolutisme tempérée par l'assassinal!“ Welch herrliche Früchte die unumschränkte Gewalt trägt: statt des sichern Vertrauens und der Liebe der Unterthanen Vorsichtsmaßregeln gegen überall lauerten Meuchelmord, wie sie kein italienischer Tyrann ängstlicher getroffen hat, statt freudigen Gehorsams immerwährende Gährung und unaufhörliche Aufstände mit ihrem nothwendigen Gefolge immer blutigerer Repressivmaßregeln, bis die Zahl der Henker fast der der Einwohner gleichkommt.

Uebrigens war Napoleon aus politischem System Aufständen in einem

eroberten Lande nicht abhold. „Ich wünschte sehr, daß die Canaille in Neapel revoltirt; solange Sie nicht ein Exempel statuirt haben, solange werden Sie nicht Meister sein. Bei jedem eroberten Volke ist eine Empörung nothwendig. Ich würde sie in Neapel so ansehen, wie der Hausvater die Pocken bei seinen Kindern ansieht; wenn sie den Kranken nicht zu sehr schwächen, sind sie eine heilsame Krifts.“

Wir schließen mit diesem Kernspruch die Skizze ab, die wir von Napoleons politischem System zu entwerfen versucht haben; nicht nach den Schilderungen haßerfüllter Feinde, sondern nach Aeußerungen, die sein eigener Mund in vertraulichen Stunden gegen seinen geliebten Bruder gethan hat, den er zu seinem Schüler erziehen wollte. Auf einiges von dem vielen Interessanten, was sonst dieser Briefwechsel enthält, sowie auf die praktischen Details der Anwendung dieses politischen Systems in Neapel und Spanien werden wir bei einer spätern Gelegenheit zurückkommen. Die nothwendigen Folgen konnte nur der Uebermuth eines durch den Besitz der Weltherrschaft berauschten Siegers übersehen. Wer nur durch Furcht regiert, wird mit seiner Macht den Gehorsam schwinden sehen, und seine Macht wird schwinden, wenn sein Regentengenie auch so groß ist wie das Napoleons, der in erfinderischem Sinn und umfassenden Blick, unbeugsamem Willen und rastloser Thatkraft seinesgleichen keinen je finden wird, dem aber eines fehlte: Sinn für die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit.

Die Leipziger Abonnementconcerte im Winter 1854—55.

2*)

Die erste Hälfte der Concertsaison ist mit dem zehnten Concert beschloffen. Ein prüfender Rückblick auf das, was uns in derselben geboten worden ist, bestätigt in den wesentlichen Punkten die Hoffnungen und Besürchtungen, welche beim Beginn der Concerte in diesen Blättern ausgesprochen wurden.

In der erfreulichsten Weise sind die Erwartungen erfüllt worden, welche an die Uebernahme der Direction durch Kapellmeister Riez für diejenigen Leistungen geknüpft wurden, auf welche der Dirigent einen unmittelbaren und bestimmten Einfluß hat, die des Orchesters. Es liegt nicht in seiner Macht, gewisse Mängel sofort zu beseitigen, die aus unzulänglicher Besetzung, ungenügenden Instrumenten und andren Ursachen hervorgehen, welche in den Verhältnissen

*) Num. der Red. — Den ersten Artikel brachten wir im vorigen Jahr, zu Anfang der Saison.